

Ralph Schock (Hg.)

NACH KOLCHIS

Faszination Georgien – Reiseimpressionen

»Strebt nach Kolchis hinauf«, schrieb schon Hölderlin, und bis heute treibt es deutschsprachige Autorinnen und Autoren immer wieder nach Georgien, einem Sehnsuchtsland, das in der Antike Kolchis hieß, zwischen Orient und Okzident gelegen und von 1921 bis 1991 von der Sowjetunion besetzt. Ein Land des Aufbruchs, mit der europäischen und auch mit der deutschsprachigen Kultur eng verflochten.

»Selbst Bolschewiki suchen dort zeitweise eine Zuflucht, um sich vom Kommunismus zu erholen«, notierte Karl Kautsky 1921. Vieles ist in den vergangenen Jahren über Georgien veröffentlicht worden, doch die literarisch-künstlerischen Beziehungen zwischen Georgien und dem deutschsprachigen Raum wurden kaum hervorgehoben – dabei gibt es seit langem eine Vielzahl von Texten deutschsprachiger Autorinnen und Autoren zu Georgien.

Ralph Schock, geboren 1952 in Ottweiler (Saar), ist Autor und Herausgeber. Er lebt und arbeitet in Saarbrücken. Bis Ende 2017 leitete er die Literaturredaktion des Saarländischen Rundfunks. Im Verbrecher Verlag erschien 2017 sein literarisches Debüt: »Kaffeeschmuggler und Steckdosenmäuse. Eine Kindheit in den 50ern«.

VERBRECHER VERLAG

Schwäbische Kunde aus dem Kaukasus

Egon Erwin Kisch

Das Ohr desjenigen, der im asiatischen Süden Rußlands umhergondelt, sperrt sich bald ab gegen Gespräche, die es vernehmen könnte. Was hülfte das Hören? Nichts ist zu verstehen, je zwei Leute sind eine Sprachgruppe, Tonfall und Dialekte nivellieren sich im gleichen Gebiet, und man gibt es auf, zu erraten, ob die beiden, die streiten, Armenier sind – die beiden, die einander Liebesworte sagen, Georgier – die beiden, die miteinander trinken, Molokaner – die beiden, die miteinander Tabak tauschen, Tataren. Das Ohr sperrt sich ab. Nur manchmal lüftet es sich ein wenig, und dann vermittelt es ein Staunen darüber, daß die Leute, die stundenlang neben dir fuhren, die ganze Zeit hindurch schwäbisch sprechen.

Zwölftausend deutsche Bauern leben in der Sowjetrepublik Grusien, ungefähr ebenso viele in der Sowjetrepublik Aserbaidshan, sie haben eine gemeinsame Tradition, ihre Ururgroßväter wanderten 1816 von Württemberg aus, sie wollten nach Palästina, teils weil ein neues lutherisches Gesangbuch mit etwas veränderter Liturgie eingeführt wurde, teils weil das unmittelbare Bevorstehen des Weltunterganges vollständig sicher war, und teils weil sie einer Templersekte angehörten. So zogen sie, Kind und Habe auf dem Karren, vom Schwabenland zu Fuß ans Schwarze Meer, unterwegs waren viele, viele gestorben, die übrigen waren krank und müde, kein Schiff nahm sie auf, eine Hälfte ließ sich in Bessarabien und um Odessa zu ständigem Wohnsitz nieder, die zweite Hälfte akzeptierte die Einladung des kau-

kasischen Militärgouverneurs Jermolow, in seinem Gebiet als Musterbauern sich anzusiedeln. [...]

Die georgischen Dörfer Traubenberg, Marienfeld-Rosenfeld, Alexanderdorf-Liebknichtdorf, Georgstal und Marxheim bilden Milchgenossenschaften, die geben ihre Milch an das Lager in Tiflis ab und lassen sie allmorgendlich mit Wagen in der Stadt austragen, den Becher zu sechs Kopeken, ein Pud (sechzehn Liter) zu drei Rubel sechzig, davon zehn Prozent für die Unterhaltung des Apparates und für die Erhöhung des Grundkapitals. Früher erzielte man für das Pud nur sechzig bis achtzig Kopeken, so daß der Konsument die Milch zwar nach dem Friedenspreis bezieht, der Produzent aber das Dreifache verdient, weil der Zwischenhandel ausgeschaltet ist.

Rosenberg (Alexanderhilf), das 1400 Meter hoch im Gebirge liegt, und Waldheim erzeugen Schweizerkäse, gleichfalls kollektiv, und liefern an die Zentralkooperative aller Genossenschaften Grusiens. Durch Einführung der deutschen roten Kuh und Anschaffung von Rassebullen versucht man Aufzucht des Viehbestandes.

Wie in ganz Rußland hat auch in den deutschen Kolonien das Schulwesen nach dem Umsturz eine Änderung erfahren. In dem Bezirk der heutigen Republik Georgien gab es unter den Romanows sechs zweiklassige Schulen mit zusammen zwölf Lehrern, nur Lesen, Schreiben und biblische Geschichte wurden in deutscher Sprache unterrichtet, alle andern Fächer in russischer. Jetzt: zehn vierjährige Schulen erster Stufe mit neunundfünfzig Lehrern. In Elisabethtal, wo zwei Lehrkräfte waren, sind acht, in drei Orten siebenjährige Schulen, in denen die Unterrichtssprache Deutsch ist, aber auch Georgisch und Russisch gelehrt wird, in Luxemburg ein landwirtschaftliches Polytechnikum, das der Schüler vom siebenten bis zum sechzehnten Lebensjahr besuchen kann und in dem fünfundzwanzig Lehrer tätig sind, und in Tiflis eine neunjährige Schule mit siebenundzwanzig

Lehrkräften und ein Kindergarten. Die Lehrer mußten in der Kaiserzeit von den Kolonien erhalten werden, nunmehr bezahlt sie der Staat, in den ersten Jahren nach der Revolution bekamen Dorflehrer ein Monatsgehalt von nur fünfunddreißig Rubel, jetzt schwanken die Gehälter zwischen sechzig und einhundertzwanzig Rubel und sollen noch gesteigert werden; einen Zuschuß von den Gemeinden haben die Lehrer abgelehnt, weil sie die Abhängigkeit von ihren bäuerlichen Nachbarn fürchteten.

In manchen Dörfern sind die deutschen Bauern sehr reich, in manchen sehr arm, und selbst innerhalb derselben Kolonie treten auch im kommunistischen Regime enorme Vermögensunterschiede zutage, was zum Teil auf die Ertragsfähigkeit des Bodens, zum Teil auf Glück, zum Teil auf die Arbeitsleistung der Bauern zurückzuführen ist. In Helenendorf stehen Villen mit fünf bis sechs Zimmern, und die Bäuerinnen und ihre Töchter gehen nicht anders angezogen als die Damen in westeuropäischen Großstädten. In Liebknechtendorf gibt es meist Mauerwerk aus aufgeschütteten Steinen, häßliche Häuserfronten. Die Kolonisten verstehen Russisch, Grusinisch und Tatarisch, viele auch Armenisch, russisch schreiben alle, die Jugend außerdem grusinisch oder tatarisch, hochdeutsch aber reden sie nicht, lateinische Schrift lesen sie ungern – Bibel, Gesangbuch, Gebetbuch sind Fraktur gedruckt –, und sie unterhalten sich miteinander in einem durch kein Atom verfälschten Schwäbisch, so daß die Bewohner von Hahnweiler in Württemberg baß erstaunten, als während des Weltkrieges dort russische Kriegsgefangene anlangten, die »deutsch« mit ihnen sprachen – engere Landsleute, auf dem Umweg über Generationen, Fronten und Weltteile von einem symmetriebesessenen Schicksal in die Urheimat gesandt.

Der Konservatismus dieser deutschen Ghettos bekundet oft assimilatatorische Gewalt: wiederholt kann man in Haushaltungen eine

junge Magd von armenischem Typus antreffen, stehend spinnt sie Flachs, indem sie die primitive asiatische Spindel durch einen Schlag auf den Schenkel zum Drehen bringt, aber die Spinnerin spricht Schwäbisch – sie ist ein Waisenkind aus dem Karser Wilajet, wo ihre Eltern von den Türken massakriert wurden. Diese Eignung, an sich zu ziehen und anzugleichen, kann wahre Wunder hervorbringen: anno 1826 wurden die damals jungen Siedlungen von Kurden überfallen, Frauen und Jungfrauen geraubt und auf dem Sklavenmarkt verkauft, bei welcher öffentlichen Feilbietung auch ein deutsches Mädchen aus Katharinenfeld in den Harem des Schahs Fet-Ali geriet, dort erblickte sie ein junger Beg namens Kedschi, war entflammt und beschloß, sie zu entführen. Die schwäbische Haremsdame erklärte sich einverstanden, unter der Bedingung, daß der stürmische Freier sie in ihre kaukasische Heimat bringe. Und so geschah es. Kedschi-Beg heiratete seine Beute zu Katharinenfeld nach lutherischem Ritus, lernte Reben pflanzen und keltern, zeugte viele Kinder mit seinem deutschen Ehegespons, die Kinder zeugten wieder Kinder, und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute und antworten, seltsame Persersprossen, auf die Frage nach Nam und Art: »I hoiß Gottlieb Kedschi ond gang en d' zweit' Klass'.«

Dort in der Stubenecke, wo bei den rechtgläubigen Russen das Ewige Lämpchen unter dem heiligen Obras brannte und wo bei den neuen Russen das Bildnis Lenins hängt, dort zeigt der Lehrer mit Stolz die Ikonen und Reliquien aus seiner Studentenzeit, Gruppenbilder in Wachs und Couleur, das eichenlaubbestickte Zerevis, die gekreuzten Schläger und das grün-silber-rote Mensurband »Rhenania sei's Panier!«. Die einzige Kollektivarbeit, die man in einem der ärmeren Kolonistendörfer sehen kann, ist die Aufrichtung eines neuen Zauns um die Kirche, bei dem alt und jung Hand anlegt. Anhänglichkeit an die Religionsgebräuche ist das Gemeinsame der sonst sehr

verschiedenen Kolonien, zur Synodaltagung wandern aus jedem noch so entlegenen Ort Kaukasiens je zwei Vertreter nach Tiflis, um wegen der Berufung eines Wanderpastors stundenlang Rats zu pflegen, und da kein Bewerber für dieses Amt vorhanden, interpellieren einige Kirchenälteste den Gast aus Berlin, mit dem sie den Abend verbringen, auf alle mögliche Art und Weise, wie er ihnen einen zum Nomadisieren bereiten Seelenhirten verschaffen könnte.

Es gibt Sekten unter den deutschen Bauern des Kaukasus, Adventisten, deren deutsches Zentralorgan in – Moskau erscheint; Gottesgemeinden und Baptistenzirkel, dabei gut lutheranisch allewege, stehen dem Sowjetregime, dem sie eingestandenermaßen wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwung verdanken, wegen dessen antireligiöser Gesinnung mit ziemlich unverhohlenem Mißtrauen gegenüber, sie würden ihren Grund und Boden gegen jeden Feind bis zum letzten Tropfen von Wein und Blut verteidigen, sind aber allesamt bereit, es ihren Ahnen von 1816 augenblicklich gleichzutun und, mit Kind und Habe auf dem Karren, zu Fuß auszuwandern, wenn ein Gesangbuch mit etwas veränderter Liturgie eingeführt werden sollte ...

Tiflis, das Tor des Südens

Armin T. Wegner

Tief in der Nacht sind wir eingetroffen.

Ich öffnete das Fenster und fand ein Geschmeide von Lichtern über den Talkessel gehängt. Da war trotz winterlicher Kälte der Geruch des Südens wieder, jene Mischung von Staub, Kot, Blütengeruch, Schmelzwasser, eine wollüstige Fäulnis, die herb und süß schmeckt wie Wein, gemischt mit jenem seltsam abgestandenen, doch nicht unangenehmen Duft der heißen Schwefelquellen, der in der windstillen Nacht über der Stadt lagerte.

Die Gasse war von dem Rollen der Gummiräder an den Equipagen und dem Klappern der Hufe auf dem Pflaster erfüllt. Das erinnerte mich an die erste Nacht, die ich in Konstantinopel verbrachte. Denn kommt man von Moskau, aus dem Mittelpunkt fiebernder Kraft, ernster, sich selber kasteiender Strenge und eines neuen gewaltigen Lebens, so ist man durch den völligen Gegensatz in Tiflis überrascht. Hier beginnt ein anderer Rhythmus, ein russisches Marseille ohne Wasser: das wilde graue Tor des Südens.

Den heutigen Morgen verbrachte ich so recht auf russische Weise.

Von Behörde zu Behörde, von Amtszimmer zu Amtszimmer. Überall ließ man mich warten, schickte mich weiter. Schließlich wies man mir im Gewerkschaftshause ein Zimmer an, im obersten Stockwerk eines ehemaligen schönen Hotels. Aber wie vernachlässigt ist alles! Die marmornen Treppenstufen sehen aus wie angeknabbertes Marzipan, auf dem Gang neben der Wasserleitung öffnet sich ein Loch von einem halben Meter, meine Waschschüssel ist schmutziger als ein Abort.

Ach, nicht nur Länder und Menschen wandeln sich hier – auch die Gedanken. Und unwillkürlich fragt man sich, wohin man sich wenden soll?

Denn Tiflis erscheint als eine Stadt der Verworfenheit, der Gesinnungslosigkeit und der Leidenschaften. Die Mehrzahl seiner Bewohner kann nur unschwer verbergen, daß sie im Grunde von allem anderen als der Lehre gegenseitiger Hilfe erfüllt ist und nur Zeit hat, an den eigenen Vorteil, die Pfründe eines Amtes für sich oder seine Verwandten zu denken. Inmitten der schönen Boulevards verkommen noch immer die prächtigen Häuser, nun nicht mehr zärtlich gepflegt, weil sie nicht mehr einem, sondern – allen gehören. In den Klubs, im Parkett der Theater ein engstirniges, beutelüsteres Kleinbürgertum und die grell geschminkten Münder von Frauen, die giftig wie Fliegenpilze leuchten.

Vielleicht neigt der Westeuropäer hier zur Ungerechtigkeit. Ich habe den Orient so lange nicht mehr gesehen und muß mich erst wieder an sein Zeitmaß gewöhnen. Und dann kennt man dies alles so gut: diesen farbigen Schmutz, diese Lässigkeit, die Unbewegtheit einer fürstlichen Seele und die großzügige Duldsamkeit gegen das eigene Ich. Aber bei ihrem Anblick wünscht man sich unwillkürlich nicht mehr duldsam zu sein, ja man begreift auf einmal den Drang dieser russischen Neuerer, die als Pioniere des Westens vor Begierde brennen, auch die baufälligen Hütten des alten Asien völlig niederzureißen, auch in diesen Straßen den dröhnenden Schritt einer vom Takte der Arbeit begeisterten Menge zu vernehmen.

Überall Schwierigkeiten. Ich habe so viel Zeit ausgegeben. Aber auf diese Weise machte ich die Bekanntschaft von Fatma, einer schönen Georgierin, die man mir auf dem Kommissariat für Volksaufklärung zur Begleitung mitgab, und die in Deutschland studiert hat. Mit ihren zweiunddreißig Jahren für eine Orientalin schon im Verblühen

hat sie wunderschöne große und braune Augen, deren Farbrand fast den ganzen Augapfel bedeckt, und von dem auch das Weiße noch eine gelbliche bernsteinfarbene Tönung trägt.

Wir stiegen eine bergige Straße hinauf.

»Nestor! Nestor!« rief sie vor einem Hause.

Ein schwarzhaariger Mann mit Hornbrille, halb wie ein Gelehrter, halb wie ein griechischer Wagenlenker, erschien auf der staubigen Treppe; es war ihr Mann. Sie luden mich zum Essen in den Keller eines Armeniers ein. Man reichte uns Padlidschan mit Nüssen, den Fruchtsalat einer Gurke, die fest wie Leder ist, am Spieß gebratene Hammelstücke und kaukasischen Wein. [...]

Ich ging auf den Sonntagsmarkt, um mir die Zeit zu vertreiben. Mitten auf dem Pflaster stand ein Geflügelhändler, eine Schar lebender Truthühner neben sich. Sobald die Käufer die Tiere befühlten, schnitt er ihnen den Hals ab. Enger drängten die Zurückgebliebenen sich auf dem Pflaster zusammen.

Sie warteten auf den Tod.

Schließlich konnte ich die Einsamkeit nicht mehr ertragen und machte mich auf den Weg, um Fatma zu suchen. Aber ich wußte ihre Adresse nicht. So vertraute ich, wie oft auf Reisen, nur meinem Gefühl. Wie lockend, gleich einem Tier auf der Fährte ganz von einem unbestimmten Triebe geführt zu werden. Hier die Straße mit Asphalt überzogen, dort ein Zaun, ein schöner Blick in einen Torbogen. Ich ging wie ein Traumwandler, fast mit geschlossenen Augen.

Die Straße steigt. Da war es.

Fatma nahm mich mit in das Haus ihres Schwagers, wo wir zwei unterhaltsame Stunden verbrachten. Hier fühlte ich mich zu Hause. Man hat in Deutschland studiert, man spielt deutsche Musik, man liebt uns. Dazu reichte man mir Tee, Zigaretten und ein Konfekt, das

sich »persische Frauenzungen« nennt, kleine gebogene und außen rosa gefärbte Zuckerstückchen.

Die Frauen Persiens, das hier so nahe liegt, streckten mir über die Grenze voll Verlangen ihre spitzen süßen Zungen entgegen. Welche Liebeskünstlerinnen müssen sie sein!

Nur im asiatischen Viertel ist die Stadt phantastisch und wild – es ist das alte vergangene, das schon sterbende Tiflis.

Hochgewachsene Männer in weiten Filzmänteln drängten sich an mir vorüber, wie auf zwei Beinen wandelnde Bären, mit Fellmützen, die dem runden Steiß eines Lammes glichen, und Nasen darunter, scharf geschliffen wie tatarische Säbel. Hier zeigt die Bevölkerung der Stadt ihr wahres Gesicht: Perser, Tscherkessen, Georgier, Tataren, Armenier, Osseten, ein seltsamer, boshafter und blinkender Pfuhl, in dem der Abschaum aller Völker zurückblieb. Der Industriearbeiter der Tabakfabriken bildet darunter einen noch neuen Typ von amerikanischem Schnitt. Und zwischen all dem wachsen ein paar seltene Menschen wie Fatma auf, mit Elfenbeingesichtern, wie schöne zarte Rosen auf einem Düngerhaufen.

Steil und gerade stieg über der Kura der graue Felsen empor, auf dessen Rand sich die Königsburg mit dem Gefängnis erhebt. Wilde Brücken, Galerien, Basare, Karawansereien, Handwerksräume, die bis dicht unter die Mauern des Gefängnisses reichen. Zwischen den obersten Zinnen sah ich das Bajonett eines Soldaten blitzen.

Die Brote in den Bäckerläden lagen da, merkwürdig gebogen, wie schnalzende Fische, die Felsen mit Unrat bedeckt, zerfallene Hütten, Gräber, Schutthaufen unter dem grauen kalten Staub des Winters, und mitten in all dem glänzte plötzlich auf dem Rücken eines Ochsen gespannes der zerlumpte Fetzen eines herrlichen alten Teppichs.

Zwischen Holzhütten, Kot und zerfallenen Bädern stieg ich bis an das faulende Ufer des Flusses. [...]

Als ich endlich zurückging, spielte in einer Seitenstraße ein Bettler auf einer schlecht gestimmten Geige zaghaft die Marseillaise. Niemand achtete auf ihn. Ich aber bewahrte das süßeste, aufregendste Lied der Erde tröstlich in meinem Herzen, während ich auf meinem einsamen Gange wieder hinaufstieg durch die kalten, toten Häuser dieser glaubenslosen, dieser selbstsüchtigen und verworfenen Stadt.

Zehn Uhr abends. Ich liege im Bade auf der Bank, neben der ich eben aus dem heißen Wasser gestiegen bin. Die Haut glüht, ich befinde mich in einem Zustand vollkommenen Glückes.

Schon der Gang durch die Nacht, das himmelblaue Mosaik des Bades wie bei einer Moschee, der schlafende Basar, aus dem noch das späte Klappern einer Rechenmaschine oder eines Brettspiels klingt – das alles war wundervoll. Ich hatte mir den Genuß des Bades in den heißen Schwefelquellen bis zuletzt aufgespart, deren Duft mir schon auf der Straße entgegenschlug, ein Geruch süßer Fäulnis wie von Pilzen und dem Schweißdunst des Wildes. Man spürt ihn in klaren Nächten selbst in den Bergen über der Stadt.

Im ersten Augenblick konnte ich unter dem heißen Dampf nicht sehen, nicht atmen. Männer und Knaben, alle Badenden sind nackt, ohne Scham, voll natürlicher Anmut. Ein Knabe neben mir trug einen Scheffel voll Wasser auf der Schulter vorüber, schön wie Gany-med. Ich hatte mich kaum auf den steinernen Diwan gelegt, der mir infolge seiner Wärme fast weich erschien, als mir der Bademeister, der als einziger einen Lendenschurz trägt, auch schon wie ein Panther in den Nacken sprang, um mir mit seinen nackten Sohlen den Rücken zu massieren. Schläge gegen das Gesäß und den Bauch, in rhythmisch klatschenden Geräuschen, als wäre mein Leib ein Tamburin. Selbst die Brustwarzen wurden nicht außer acht gelassen; er setzte mir reichlich zu, indem er gleichzeitig aus einem Beutel Seifenblasen groß wie Schweinsblasen schlug.

Und dazu sang er, sang unaufhörlich, während er vor Freude auf mir herumtrat wie auf einer Kelter.

Übrigens glaube man nicht, daß ich dabei eine Frau vermißt habe. Noch im Kriege erwarteten uns die Mädchen in Rußland in den Vorhallen aller Bäder – jetzt hat man sich dort zum Puritanismus bekehrt. Aber der Orientale wußte stets, daß man in ein Bad allein gehen muß. Es ist die letzte widerstandsloseste Hingabe, und wie unter einem wolüstigen Schauder taucht man in den fast kochenden Quell.

Eine Hochzeit mit dem Wasser!

O Tiflis, mit deinem Schmutz, deiner Gesinnungslosigkeit, deiner Habgier – ich wollte dir fluchen, und nun entläßt du mich zum Schluß mit einem Lächeln des Glücks! Neben mir ist ein Knabe erschöpft in Schlummer gesunken. Diese Leute um mich auf den Bänken tragen unter ihren schwarzen Lumpen eine blütenweiße Wäsche, die mich bei den Orientalen stets in Erstaunen setzt.

Eben hat man ein neues Handtuch über mich gebreitet. Noch wenige Minuten, und ich werde durch die stillen winterlichen Gassen wieder zum Zuge gehen, an zerfallenen Häusern mit Holzbalkonen vorbei, und werde zum letzten Male Abschied nehmend das Rollen der Kutschen hören, in denen man vom Bade heimkehrt wie aus einem Theater.

Zigaretten, Glück, Träume. Schlummern wir noch ein wenig. [...]

Denn nun erwacht Tiflis, das graue, kalte, von Herbstwinden geschlagene Tiflis zu seiner alten Pracht. Das Licht hat die Arbeit der Sonne auf sich genommen und verleiht den Pflastersteinen, den schmutzigen Wänden der Häuser, den auf ihren Gummirädern schaukelnden Equipagen wieder die betörende Farbe des Südens. Unter seinem künstlichen Glanz aber strecken Lastträger, Schmuggler und Bettler, in ihre zerrissenen Filzmäntel gehüllt, sich gähmend auf das steinerne Pflaster, die süße Ruhe des Nichtstuns zu kosten, unter dem

Heer der Lampen, die auf allen Straßen, vor allen Türen verschwenderisch bis in den Morgen leuchten – erhaben und leidenschaftslos wie der Sternenhimmel.